

ROBERT E. HOWARD

Die Original-Erzählungen – Band 2

CONAN

Illustriert von MARK SCHULTZ

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe
The Coming of Conan the Cimmerian
erschien 2002 im Verlag Ballantine/Del Rey.
Für die vorliegende Ausgabe wurden die Texte
auf 2 Bände aufgeteilt. Dies ist der 2. Band.
Copyright © 2002 by Conan Properties International, LLC.

CONAN, CONAN THE BARBARIAN, HYBORIA and related
logos, names and characters likenesses are trademarks or registered
trademarks of Conan Properties International, LLC.

Used with permission. All rights reserved.

ROBERT E. HOWARD and related logos, names and characters
likenesses are trademarks or registered trademarks of
Robert E. Howard Properties Inc.

Used with permission. All rights reserved.

Deutsche Übersetzung der Erzählungen von Lore Strassl
Deutsche Übersetzung der Einführung, der Vorbemerkung,
der Vermischten Schriften und des Anhangs
von Jürgen Langowski

Die Rechte an den Übersetzungen liegen beim Wilhelm Heyne
Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

1. Auflage Juni 2015

Copyright © dieser Ausgabe 2015 by Festa Verlag, Leipzig
Copyright © aller Illustrationen und des Rückseitenbildes 2002
by Mark Schultz

Titelbild: Greg Manchess

Logo: Timo Wuerz

Alle Rechte vorbehalten

Paperback-ISBN 978-3-86552-390-7

eBook-ISBN 978-3-86552-391-4

Hardcover-ISBN 978-3-86552-392-1

INHALT

Die Original-Conan-Erzählungen

Schatten im Mondlicht	9
Der wandelnde Schatten	61
Der Teich der Riesen	113
Der Rote Priester	157
Das Tal der verlorenen Frauen	199
Der Eiserne Teufel	227

Anhang

Anmerkungen zu verschiedenen Völkern des hyborischen Zeitalters	279
Das hyborische Zeitalter	283
Exposé ohne Titel	317
(<i>Kulisse</i> : Die Stadt Shumballa im Land Kush ...)	
Entwurf ohne Titel	321
(Amboola erwachte langsam ...)	
Hyborische Namen und Länder	335
Originalkarten des hyborischen Zeitalters	337
Hyborische Genesis	343
Zur Chronologie der Erzählungen	389
Veröffentlichungsnachweise	393



I

EIN PFERD BRACH DURCHS HOHE RIED, stolperte und stürzte wiehernd. Von dem sterbenden Pferd erhob sich taumelnd ein schlankes Mädchen in Sandalen und mit gegürteter Tunika. Das dunkle Haar fiel über ihre weißen Schultern. Ihre Augen wirkten wie die eines gestellten Tieres. Sie schaute nicht auf den Dschungel aus Schilfrohr, der die winzige Lichtung umgab, auch nicht auf das blaue Wasser, das hinter ihr an den schmalen Strand schlug. Verstört blickte sie dem Reiter entgegen, der durch die Schilfwand drang und vor ihr absaß.

Es war ein großer schlanker Mann, doch hart wie Stahl. Von Kopf bis Fuß steckte er in einer leichten silberfarbenen Kettenrüstung, die seiner geschmeidigen Gestalt wie ein Handschuh passte. Unter dem mit Goldziselierung verzierten Rundhelm betrachteten seine Augen spöttisch das Mädchen.

»Keinen Schritt näher!«, schrie sie. »Berührt mich nicht, Shah Amurath, oder ich springe ins Wasser und ertränke mich!«

Er lachte und sein Lachen war wie das sanfte Gleiten eines Schwertes aus einer seidenen Scheide.

»Es dürfte dir schwerfallen zu ertrinken, Olivia, denn das Ufer ist zu seicht, und ich würde dich erwischen, ehe du tief genug waten kannst. Das war eine muntere Jagd, bei den Göttern! Alle meine Männer sind weit zurück. Es gibt eben kein Pferd westlich des Vilayet-Meers, das es auf die Dauer mit Iram aufnehmen könnte.« Er bedachte den hochbeinigen Wüstenhengst hinter ihm mit einem zufriedenen Blick.

»Lasst mich laufen!«, flehte das Mädchen mit Tränen der Verzweiflung. »Habe ich nicht genug erduldet? Gibt es noch eine Schmach, eine Demütigung oder einen Schmerz, den Ihr mir nicht zugefügt habt? Wie lange wollt Ihr mich noch quälen?«

»Solange ich Vergnügen an deinem Wimmern, deinem Flehen und deiner Hilflosigkeit finde«, antwortete der Mann mit einem Lächeln, das ein Fremder fälschlicherweise für sanft halten mochte. »Du verfügst über eine ungewöhnliche Lebenskraft, Olivia. Ich frage mich, ob ich deiner je müde werde – wie bisher jeder anderen Frau. Du bist so frisch und rein, trotz allem, was ich dir zufüge. Jeder Tag mit dir bringt mir neue Freuden.

Doch komm jetzt, wir wollen nach Akif zurückkehren, wo man immer noch den Bezwinger der armseligen Kozaki feiert, während er damit beschäftigt ist, eine Fliehende, eine törichte, aber liebliche Ausbrecherin wieder einzufangen.«

»Nein!« Sie wich vor ihm zurück und rannte auf das Wasser zu, das blau gegen das Schilf spülte.

»Ja!« Sein plötzlich offen gezeigter Grimm war wie der Funken eines Feuersteins. Mit einer Flinkheit, die sie trotz ihrer grazilen Figur nicht erreichte, hatte er sie am Handgelenk gepackt und drehte es in wohl überlegter Grausamkeit, bis sie schreiend in die Knie sank.

»Dirne! Soll ich dich am Schwanz meines Pferdes nach Akif zurückschleifen oder Gnade vor Recht ergehen lassen und dich vor mir auf dem Sattel sitzen lassen, wofür du mir natürlich demütigst danken musst, während ...«

Er gab sie mit einem unterdrückten Fluch frei, sprang zurück und riss seinen Säbel aus der Hülle, als eine furchterregende Erscheinung aus dem Schilfdschungel auftauchte und einen zweifellos aus Hass geborenen Schrei ausstieß.

Olivia, die auf den Boden gefallen war, sah einen Mann, der entweder ein Wilder oder ein Wahnsinniger sein musste, in bedrohlicher Haltung auf Shah Amurath zukommen. Er war von mächtiger Statur, nackt, von einem Lendentuch abgesehen, das vor Blut und Lehm starnte. Auch seine schwarze Mähne war schmutz- und blutverklebt und über seine Brust, Arme und Beine verliefen Spuren verkrusteten Blutes. Sein Breitschwert in der Rechten war ebenso blutbesudelt. Unter dem in die Stirn hängenden Haar glühten seine blutunterlaufenen Augen wie Kohlen blauen Feuers.

»Hyrkanischer Hund!«, zischte diese Erscheinung mit einem barbarischen Akzent. »Die Racheteufel selbst müssen dich hierher geführt haben!«

»Kozak!«, entfuhr es dem zurückweichenden Shah Amurath. »Ich wusste nicht, dass einer von euch Hunden entkam! Ich dachte, ihr lägt alle steif und starr in der Steppe am Ilbars.«

»Alle, außer mir!«, sagte der andere gefährlich leise. »Oh, ich träumte von einer solchen Begegnung, während ich auf dem Bauch durch die Dornbüsche kroch oder unter den Felsen lag, während die Ameisen an mir fraßen, oder bis zu den Lippen im Schlamm steckte. Ja, davon träumte ich, doch ich wagte nicht zu hoffen, dass dieser Traum in Erfüllung ginge. Oh, ihr Götter der Hölle, wie sehr ich es ersehnte!«

Die aus Blutdurst geborene Begeisterung des Fremden war schrecklich anzusehen. Seine Kiefer öffneten sich zuckend und Schaum drang über seine schwarz verbrannten Lippen. »Komm mir nicht zu nah!«, warnte Shah Amurath und beobachtete ihn unter halb zusammengekniffenen Lidern.

»Ha!« Es klang wie das Bellen eines Wolfes. »Shah Amurath, der Lord von Akif! Wie sehr mich dein Anblick erfreut. Du hast meine Kameraden an die Geier verfüttert, sie von wilden Pferden zerreißen lassen, sie geblendet, verkrüppelt und verstümmelt – du Hund! Du dreckiger Hund!« Seine Stimme hob sich zu einem vom Wahnsinn gezeichneten schrillen Schrei und er sprang.

Trotz der Angst, die seine wilde Gestalt in ihr hervorrief, bangte Olivia um ihn. Sie erwartete, dass er schon beim ersten Kreuzen der Klingen fallen würde, denn was konnte ein wilder Nackter gegen den Herrscher von Akif in voller Rüstung ausrichten?

Einen Augenblick schienen die Klingen aufzuflammen, als sie sich, einander kaum berührend, wieder trennten und erneut aufeinander einhieben. Da blitzte das Breitschwert am Säbel vorbei und drang mit ungeheurer Gewalt in Shah Amuraths Schulter. Unwillkürlich schrie Olivia auf. Über das Knirschen der Rüstung hinweg hörte sie ganz deutlich das Brechen des Schlüsselbeins. Der Hyrkanier taumelte zurück. Sein Gesicht wirkte aschfahl, Blut spritzte aus den Gliedern des Kettenhemds. Der Säbel entglitt seinen kraftlosen Fingern.

»Gnade!«, keuchte er.

»Gnade?« Wilde Wut klang aus der Stimme des Fremden.
»Gnade, wie du sie uns gewährt hast, Schwein!«

Olivia schloss die Augen. Das war nicht länger ein Kampf, sondern ein blutiges Gemetzel, ausgelöst durch Hass, hervorgerufen durch Erinnerungen an die grauenvolle Schlacht, das Massaker, die unbarmherzigen Martern und die schier endlose, durch Hunger und Durst fast unerträgliche Flucht. Obwohl Olivia wusste, dass Shah Amurath keine Gnade und kein Mitleid von irgendeiner lebenden Kreatur verdient hatte, presste sie die Lider zusammen, um nicht sehen zu müssen, wie das blutropfende Schwert gleich dem Beil eines Schlächters fiel, und hielt sich die

Ohren zu, um die schrecklichen, gurgelnden Schreie nicht zu hören, die bald erstarben.

Nach einer Weile öffnete sie die Augen. Der Fremde wandte sich gerade von der Leiche des Hyrkaniers ab. Keuchend hob und senkte sich die Brust des Wilden. Schweiß rann ihm über die Stirn und seine Rechte war wie in Blut getaucht.

Er sagte kein Wort zu ihr, blickte nicht einmal in ihre Richtung, ehe er durch das Ried am Wasserrand stapfte und etwas hinter sich herzog. Ein Kahn wurde zwischen dem Schilfrohr sichtbar. Da wurde ihr klar, was er vorhatte.

»Bitte, warte doch!«, rief sie. Sie taumelte hoch und rannte auf ihn zu. »Lass mich nicht allein hier. Bitte, nimm mich mit!«

Er wirbelte herum und starrte sie an. Seine Haltung, ja vielleicht auch seine Einstellung, hatten sich geändert. In seinen blutunterlaufenen Augen war nun nichts mehr von Wahnsinn zu bemerken. Es schien, als hätte das soeben vergossene Blut dieses Feuer des Irrsinns gelöscht.

»Wer bist du?«, fragte er.

»Olivia. Ich war *seine* Gefangene. Ich rannte von ihm weg und er verfolgte mich. Deshalb kam er hierher. O bitte, lass mich nicht hier! Seine Krieger müssen bald da sein. Sie werden seine Leiche finden – und mich in ihrer Nähe – und ...« Sie schluchzte in ihrer Angst und Verzweiflung und rang die weißen Hände.

Er starrte sie verblüfft an.

»Würdest du dich denn in meiner Gesellschaft wohler fühlen?«, fragte er. »Ich bin ein Barbar und ich lese es in deinen Augen, dass du dich vor mir fürchtest.«

»Ja, ich fürchte mich vor dir«, gestand sie, zu verstört, um zu lügen. »Mich überläuft ein Schauer bei deinem Anblick. Aber die Hyrkanier fürchte ich noch mehr. Bitte, nimm mich mit. Sie würden mich foltern, wenn sie mich neben ihrem toten Herrn fänden.«

»Dann komm.« Er machte ihr Platz und sie kletterte schnell in das Boot. Sie achtete darauf, nicht mit ihm in Berührung zu kommen, und setzte sich an den Bug, während er sich auf der Ruderbank niederließ und mit einem Paddel das Boot mühsam aus dem Schilf stakte, bis sie endlich das offene Wasser erreicht hatten. Dann griff er auch nach dem zweiten Paddel und ruderte mit kräftigen, gleichmäßigen Bewegungen; die mächtigen Muskeln seiner Arme und Schultern spielten unter der glitzernden Haut.

Eine lange Weile verharrten beide stumm – das Mädchen, das im Bug kauerte, und der Mann an den Rudern. Mit ängstlicher Faszination sah sie ihm zu und musterte ihn. Er war ganz offensichtlich kein Hyrkanier und hatte auch nicht viel Ähnlichkeit mit den hyborischen Völkern. Die wölfische Härte, die ihn auszeichnete, ließ auf einen Barbaren schließen. Seine Züge verrieten eine ungezähmte Wildheit, aber keine Verderbtheit oder Schlechtigkeit.

»Wer bist du?«, fragte sie. »Shah Amurath nannte dich einen Kozak. Gehörtest du zu dieser Horde?«

»Ich bin Conan, ein Cimmerier«, brummte er. »Ich war bei den Kozaki, wie die hyrkanischen Hunde uns nannten.«

Dunkel erinnerte sie sich, dass Cimmerien weit von hier im Nordwesten lag, jenseits der fernsten Grenzen der verschiedenen Königreiche ihres Volkes.

»Ich bin eine Tochter des Königs von Ophir«, sagte sie. »Mein Vater verkaufte mich an einen Shemitenhäuptling, weil ich den kothischen Prinzen nicht heiraten wollte, wie man es von mir verlangte.«

Der Cimmerier pfiß überrascht durch die Zähne.

Ihre Lippen verzogen sich zu einem bitteren Lächeln. »Ja, zivilisierte Menschen verkaufen manchmal ihre Kinder als Sklaven an Wilde. Sie nennen Menschen deines Volkes Barbaren, Conan von Cimmerien.«

»Wir verkaufen unsere Kinder nicht!«, knurrte er und schob sein Kinn vor.

»Nun, ich wurde jedenfalls verkauft. Aber der Wüstensohn behandelte mich gut. Er wollte sich das Wohlwollen Shah Amuraths sichern und brachte mich als Geschenk für Amurath nach Akif, die Stadt der Purpurgärten. Dann ...« Sie schauderte und barg das Gesicht in den Händen.

»Ich sollte jegliche Scham verloren haben«, murmelte sie. »Doch die Erinnerung brennt wie ein Peitschenhieb. Ich wohnte in Shah Amuraths Palast. Vor ein paar Wochen zog er mit seiner Streitmacht gegen eine Horde von Eindringlingen, die ihr Unwesen an Turans Grenze trieb. Als er gestern siegreich zurückkehrte, fand ihm zu Ehren ein großes Fest statt. Während des trunkenen Gelages ergab sich eine Gelegenheit zur Flucht für mich. Ich verließ die Stadt auf dem Rücken eines gestohlenen Pferdes und glaubte schon, entkommen zu sein, als ich feststellte, dass er mich verfolgte. Und heute gegen Mittag hatte er mich schon fast eingeholt. Ich war schneller als seine Männer, aber sein Pferd war noch flinker und so bekam er mich wieder in seine Gewalt. Dann kamst du.«

»Ich hatte mich im Ried versteckt«, brummte der Barbar. »Ich war einer der gefürchteten Freien Getreuen, die entlang der Grenzen plündernd umherzogen. Fünftausen waren wir insgesamt, von Dutzenden verschiedenen Stämmen und Völkern. Ursprünglich hatten wir, das heißt die meisten von uns, in einer Söldnerarmee eines Rebellenprinzen in Ostkoth gedient, doch dann einigte der Prinz sich mit seinem verdammten Herrscher und wir wurden nicht mehr gebraucht, was bedeutete, dass wir keinen Sold mehr erhielten. Also beschlossen wir, ohne Auftrag zusammenzubleiben, und plünderten gleichermaßen die Grenzgebiete von Koth, Zamora und Turan. Vor einer Woche gingen wir Shah Amurath mit fünfzehntausend Mann an den Ufern des Ilbars in die Falle. Mitra! Der Himmel war schwarz von Geiern. Als nach einem langen Tag ununterbrochenen Kampfes unsere Linien brachen, versuchten einige sich

nach Norden, andere nach Westen durchzuschlagen. Ich bezweifle jedoch, dass viele lebend davorkamen. Fast Schulter an Schulter ritten Shah Amuraths Männer die Fliehenden nieder. Ich setzte mich ostwärts ab und erreichte schließlich den Rand der Marschen, die an diesen Teil des Vilayet-Meers grenzen.

Seither versteckte ich mich in den Sümpfen. Gestern noch trampelte ein Suchtrupp durchs Ried, um nach Flüchtigen wie mir Ausschau zu halten. Wie ein Wurm grub ich mich ein. Ich ernährte mich von Moschusratten, die ich mit den Händen fing und roh verschlang, weil ich nicht wagte, ein Feuer zu machen, um sie zu braten. Heute morgen stieß ich auf dieses Boot, das im Schilf versteckt lag. Ich hatte eigentlich nicht beabsichtigt gehabt, vor Anbruch der Nacht auf die See hinauszurudern, aber nun, nachdem ich Shah Amurath getötet habe, ist mir klar, dass seine Hunde in der Nähe sind.«

»Und wie soll es weitergehen?«

»Zweifellos wird man uns verfolgen. Selbst wenn sie die Spuren des Bootes nicht entdecken, die ich so gut wie möglich verwischte, werden sie, nachdem sie uns in den Marschen nicht finden, folgern, dass wir auf die See hinausflohen. Aber wir haben einen Vorsprung und ich werde mich in die Riemen legen, bis wir einen sicheren Ort erreicht haben.«

»Und wo sollen wir einen solchen finden?«, fragte sie hoffnungslos. »Das Vilayet-Meer ist nicht viel mehr als ein hyrkanischer Teich.«

»Es gibt so manche, die da anderer Meinung sind.« Conan grinste grimmig. »Vor allem die Sklaven, die von Galeeren entkamen und zu Piraten wurden.«

»Aber was hast du für Pläne?«

»Die Südwestküste ist auf Hunderte von Meilen in den Händen der Hyrkanier. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns, ehe wir ihre Nordgrenze erreichen. Ich beabsichtige, nordwärts zu rudern, bis ich glaube, dass wir sie hinter uns

haben. Dann wenden wir uns westwärts und versuchen an der Küste an Land zu gehen, hinter der die unbewohnten Steppen beginnen.«

»Aber wenn wir Piraten in die Hände fallen oder von einem Sturm überrascht werden?«, fragte sie. »Möglicherweise verhungern wir auch in der Steppe.«

»Ich habe dich nicht gebeten, mich zu begleiten«, erinnerte er sie.

»Es tut mir leid.« Sie neigte ihr hübsches, von dunklem Haar umrahmtes Gesicht. »Piraten, Stürme, Hunger – das alles ziehe ich den Menschen von Turan vor.«

Conans Gesicht verdüsterte sich. »Ich habe noch nicht mit ihnen abgerechnet. Aber mach dir keine unnötigen Sorgen, Mädchen. Stürme sind zu dieser Jahreszeit auf dem Vilayet-Meer selten. Erreichen wir die Steppe, brauchen wir gewiss nicht zu hungern. Ich bin in einem kahlen Land aufgewachsen. Diese verdammten Marschen mit ihrem Gestank und den verdammten Stechfliegen waren es, die mich fast fertigmachten. Ich bin im Bergland zu Hause. Und was die Piraten betrifft ...« Er grinste geheimnisvoll und beugte sich über die Ruder.

Die Sonne versank wie ein stumpf glühender Kupferball in einem Feuermeer. Das Blau der See verschmolz mit dem Blau des Himmels und beide verwoben sich zu einem weichen dunklen Samt. Olivia lehnte sich verträumt im Bug des sanft schaukelnden Kahn zurück. Sie glaubte, in der Luft zu schweben, mit Sternen über und unter sich. Ihr stummer Gefährte hob sich unscharf gegen die nicht ganz so tiefe Dunkelheit ab. Er ruderte in gleichmäßigem Rhythmus dahin. So wie sie ihn sah, mochte er der schicksalhafte Ruderer sein, der sie über den dunklen See des Todes brachte. Aber ihre Furcht war viel schwächer geworden und die Eintönigkeit des dahingleitenden Bootes wiegte sie schließlich in Schlaf.

Es war früher Morgen, als sie erwachte und quälenden Hunger verspürte. Eine Veränderung in der Bewegung des Bootes hatte sie geweckt. Conan rastete, auf seine Paddel gestützt, und blickte über sie hinweg. Ihr wurde bewusst, dass er die ganze Nacht pausenlos gerudert haben musste, und sie bewunderte seine eiserne Ausdauer. Sie drehte sich um, um festzustellen, was seinen Blick gefangen hielt, und sah eine Wand aus Bäumen und Büschen, die sich an einem Ufer erhob und in einem weiten Bogen verlaufend eine kleine Bucht umsäumte, deren Wasser so unbewegt wie ein Spiegel vor ihnen lag.

»Das ist eine der vielen Inseln dieses Binnenmeers«, erklärte ihr Conan. »Sie sind angeblich unbewohnt. Selten interessieren die Hyrkanier sich für sie. Sie halten sich gewöhnlich mit ihren Galeeren näher an der Küste, während wir eine beachtliche Strecke zurückgelegt haben. Seit Sonnenuntergang ist das Festland am Horizont verschwunden.«

Mit ein paar Ruderschlägen brachte er das Boot an den Strand und vertäute es an den sich aus der Erde hebenden Wurzeln eines dicht am Wasser wachsenden Baumes. Dann sprang er auf den Sand und streckte eine Hand aus, um Olivia aus dem Kahn zu helfen. Sie nahm sie und zuckte ein wenig vor den Blutflecken darauf zurück, aber sie spürte die ungeheuerliche Kraft, die in diesem Mann steckte.

Eine verträumte Ruhe lag über dem Wald, der die blaue Bucht einrahmte. Irgendwo zwischen den Bäumen trillerte ein Vogel seine Morgenandacht. Eine sanfte Brise säuselte in den Ästen und die Blätter antworteten ihr mit sanftem Wispern. Olivias Sinne waren angespannt; jeden Augenblick erwartete sie, dass sich etwas tat, ohne eine Vorstellung zu haben, was es sein könnte. Lauerte etwas in diesem so friedlich scheinenden Gehölz?

Während sie ein wenig ängstlich auf die Schatten

zwischen den Bäumen spähte, schwang sich etwas mit flinken Flügeln in den Sonnenschein: ein großer Papagei, der sich gleich wieder auf einem dicht belaubten Zweig niederließ und dort in seinem glänzenden, grün-roten Gefieder schaukelte. Nach einer Weile drehte er den Kopf und betrachtete die beiden Störenfriede mit glitzernden pechschwarzen Perlaugen.

»Crom!«, stieß Conan hervor. »Das ist gewiss der Großvater aller Papageien! Er dürfte tausend Jahre alt sein! Schau dir diese bösen, klugen Augen an! Welche Geheimnisse hütet du, weiser Teufel!«

Abrupt breitete der Vogel seine flammenden Flügel aus, flog von seinem Zweig und schrie krächzend: »*Yagkoolan yok tha, xuthalla!*« Dann verschwand er mit einem kreischenden, fast menschlich klingenden Gelächter in den opaleszierenden Schatten des Waldes.

Olivia starrte ihm nach. Sie spürte die eisigen Finger einer unheilvollen Vorahnung über ihren Rücken streichen.

»Was hat er gesagt?«, flüsterte sie erschrocken.

»Ganz sicher Worte einer menschlichen Sprache«, erwiderte Conan, »aber welcher, weiß ich nicht.«

»Ich auch nicht«, murmelte das Mädchen. »Doch zweifellos hat er sie von Menschenlippen gelernt. Menschlichen oder ...« Sie blickte in das Laubgewölbe und erschauerte, ohne zu verstehen, weshalb.

»Crom, bin ich hungrig!«, rief der Cimmerier. »Ich könnte einen ganzen Büffel verschlingen. Aber ich fürchte, wir müssen mit Beeren vorlieb nehmen. Doch zuerst werde ich mir das verkrustete Blut und den eingetrockneten Schmutz abwaschen. Im Sumpf wird man leider nicht gerade sauber.«

Er legte sein Schwert ab, watete bis zu den Schultern in das blaue Wasser und ließ verkrustetes Blut und Schmutz erst einmal aufweichen. Als er wieder an den Strand zurückkehrte, schimmerte sein ganzer Körper in einem

tiefen, sauberen Bronzeton und seine wassertriefende schwarze Mähne wirkte nicht länger verfilzt. Auch seine blauen Augen, die zwar immer noch in unlöschaarem Feuer brannten, waren nicht mehr blutunterlaufen und finster. Nur an der raubkatzenartigen Geschmeidigkeit seines Körpers und dem harten Schnitt seiner Züge hatte sich nichts verändert.

Er schnallte sich den Schwertgürtel wieder um und bedeutete dem Mädchen, ihm zu folgen. Sie verließen den Strand und schritten unter den dicht belaubten Ästen mächtiger Bäume dahin. Das nachgiebige grüne Gras unter ihren Füßen dämpfte ihre Schritte.

Plötzlich brummte Conan erfreut und deutete auf die goldroten Früchte, die in dichten Trauben an einem Baum vor ihnen hingen. Er bat das Mädchen, sich auf einen umgefallenen Stamm zu setzen, und füllte den Schoß ihrer Tunika mit den exotischen Köstlichkeiten, die dann auch er mit sichtlichem Genuss verzehrte.

»Ischtar!«, rief er zwischen zwei Bissen. »Seit der Schlacht am Ilbars habe ich nur von Ratten und Wurzeln gelebt, die ich aus dem stinkenden Morast grub. Welch eine angenehme Abwechslung, nur leider nicht sehr sättigend, aber wenn wir genügend essen, wird es eine Weile vorhalten.«

Olivia war viel zu beschäftigt für eine Antwort. Als Conan seinen schlimmsten Hunger gestillt hatte, betrachtete er seine schöne Gefährtin mit viel größerem Interesse als bisher. Er bewunderte die glänzenden schwarzen Locken, die Pfirsichfarbe ihrer makellosen Haut und die sanften Rundungen ihrer grazilen Gestalt, die die knappe Tunika eher betonte als verbarg.

Erst als sie satt war, spürte sie die brennenden Augen auf sich und ihre Wangen röteten sich.

Conan bedeutete ihr stumm, dass sie sich weiter umsehen sollten. Sie erhob sich und folgte ihm durch die Bäume zu

einer Lichtung, auf deren anderer Seite scheinbar undurchdringliches Dickicht wuchs. Als sie auf die Lichtung hinaustraten, war ein plötzliches Krachen zu hören. Conan packte das Mädchen in der Taille und riss sie mit sich zur Seite. Nur um Haaresbreite brauste etwas an ihnen vorbei, das heftig gegen einen Baumstamm schlug.

Conan riss sein Schwert aus der Scheide. Mit langen Sätzen rannte er über die Lichtung, warf sich in das Dickicht und verschwand darin. Eine Weile herrschte Stille. Olivia kauerte sich verängstigt ins hohe Gras. Schließlich kehrte der Cimmerier mit gerunzelter Stirn zurück.

»Es ist nichts in diesem Dickicht«, brummte er. »Aber etwas war ...«

Er betrachtete ungläubig das Geschoss, das sie so knapp verfehlt hatte, als könnte er seinen eigenen Augen nicht trauen. Es war ein grünlicher Steinblock, der jetzt auf den Wurzeln des Baumes lag, dessen Stamm er durch die Wucht seines Aufpralls gespalten hatte.

»Ein ungewöhnlicher Stein für eine unbewohnte Insel«, murmelte der Cimmerier.

Olivias schöne Augen weiteten sich vor Staunen. Der Stein war ein absolut symmetrischer Block, der zweifellos von Menschenhand gehauen war. Und er war überraschend schwer. Conan packte ihn mit beiden Händen, die Beine gespreizt. Die Muskeln drohten ihm die Haut zu sprengen, als er ihn über den Kopf hob und mit aller Kraft schleuderte. Doch der Wurf reichte nur wenige Schritte weit.

»Kein Mensch vermag diesen Block über die ganze Lichtung zu schleudern. Nur eine Wurfmaschine schaffte es. Aber ich fand keine Spur eines Onagers oder einer Balliste.«

»Vielleicht wurde er aus größerer Entfernung von einem solchen Geschütz geschleudert«, meinte Olivia.

Conan schüttelte den Kopf. »Er fiel nicht von oben

herab. Ganz ohne Zweifel kam er aus dem Dickicht dort. Siehst du die abgebrochenen Zweige? Er wurde genauso geschleudert, wie ein Mensch Steine wirft. Aber von wem? Komm!«

Sie folgte ihm zögernd in das Dickicht. Innerhalb des inneren Ringes stark belaubter Sträucher war das Buschwerk weniger dicht. Absolute, fast drohende Stille umgab sie. Im nachgiebigen Grasboden waren hier nirgendwo Fußabdrücke zu sehen. Und doch war der Block mit tödlicher Zielsicherheit aus diesem Dickicht geschleudert worden. Conan beugte sich dort tiefer über das Gras, wo es an vereinzelter Stellen zertrampelt war. Verärgert schüttelte er den Kopf. Selbst seine scharfen Augen verriet ihm nicht, wer oder was dort gestanden hatte. Sein Blick schweifte zu dem grünen Dach über ihren Köpfen, das eine geschlossene Decke aus saftigen Blättern und sich überschneidenden Ästen war. Plötzlich schien er zu erstarren.

Dann hob er das Schwert, stieß Olivia hinter sich und wich zurück.

»Schnell hier heraus!«, warnte er mit einem Flüstern, das das Blut des Mädchens stocken ließ.

»Was ist es? Was hast du gesehen?«

»Nichts«, erwiderte er vorsichtig, ohne in seinem Rückzug anzuhalten.

»Aber was ist es denn? Was lauert denn in diesem Dickicht?«

»Der Tod«, erwiderte er und sein Blick hing wachsam an dem grünen Dach, das den Himmel verbarg.

Kaum hatten sie das Dickicht zurückgelassen, nahm Conan das Mädchen an der Hand und führte es hastig durch die sich lichtenden Bäume zu einem grasbewachsenen Hang und hinauf auf ein niedriges Plateau, wo das Gras noch höher war und es nur vereinzelte und weit verstreute Bäume gab. Und in der Mitte dieses Plateaus erhob sich ein



lang gestrecktes Bauwerk aus zerfallendem grünlichem Stein.

Stauend betrachteten sie es. Keine Legende berichtete über etwas Ähnliches auf irgendeiner Insel in dem Vilayet-Meer. Vorsichtig näherten sie sich ihm und bemerkten, dass die Steine von Moos und Flechten überwuchert waren und das eingefallene Dach eine gähnende Öffnung zum Himmel aufwies. An allen Seiten lagen kleinere und größere Steintrümmer halb verborgen in dem sich sanft wiegenden Gras, sodass man den Eindruck gewann, hier hätten sich einst viele Häuser befunden, ja vielleicht sogar eine ganze Stadt. Doch jetzt reckte sich nur noch das längliche hallenähnliche Bauwerk dem Himmel entgegen und seine Mauern lehnten sich scheinbar stützend an die rankenden Pflanzen.

Die Tore, die einst seine Portale verschlossen hatten, waren schon lange zerfallen. Conan und seine Begleiterin standen im breiten Eingang und spähten ins Innere. Die Sonne schien durch Spalten in den Wänden und das breite Loch im Dach, sodass sich ein Gewebe aus Licht und Schatten vor ihnen ausbreitete. Conan umklammerte den Schwertgriff und trat mit der leicht geduckten Haltung und dem schleichenden Gang eines jagenden Panthers ein. Olivia folgte ihm auf Zehenspitzen.

Plötzlich murmelte der Cimmerier überrascht vor sich hin und Olivia unterdrückte einen Schrei.

»Schau! Schau doch!«, flüsterte sie.

»Ich sehe sie«, antwortete er. »Fürchte dich nicht. Es sind nur Standbilder.«

»Aber wie lebensecht – und so böse!«, wisperte sie und drückte sich enger an ihn.

Sie standen in einer riesigen Halle, deren Boden aus poliertem Stein dicht mit Staub und Trümmern von Steinen bedeckt war, die von der Decke gefallen waren. Schlingpflanzen, die zwischen den Steinen wuchsen, verbargen die Spalten und Löcher. Das hohe, flache Dach wurde von

mächtigen Säulen getragen, die an jeder Seite in engen Reihen aufragten. Und zwischen jedem Säulenpaar befand sich eine dieser ungewöhnlichen Skulpturen.

Es waren offensichtlich Statuen aus schwarzem Eisen, die so stark glänzten, als würden sie regelmäßig poliert. In Lebensgröße stellten sie hochgewachsene, geschmeidige und muskulöse Männer mit grausamen, raubvogelhaften Zügen dar. Sie waren nackt und in jeder Einzelheit mit unglaublichem Realismus abgebildet. Aber am lebensechtesten waren ihre stolzen, unduldsamen Gesichter. Sie waren nicht alle aus dem gleichen Guss. Jedes hatte seinen eigenen Schnitt, jedes verriet eine andere Persönlichkeit, obgleich die Ähnlichkeit unübersehbar war. An diesen Statuen – oder zumindest in ihren Gesichtern – war nichts von der eintönigen Gleichheit idealisierter künstlerischer Darstellung.

»Es sieht aus, als lauschten – und warteten sie«, flüsterte das Mädchen unruhig.

Conan klopfte mit dem Schwertgriff an eines der Standbilder. »Eisen!«, brummte er. »Aber, bei Crom, in welchen Formen wurden sie gegossen?«

Er schüttelte den Kopf und zuckte verwirrt die breiten Schultern.

Olivia schaute sich ängstlich in der großen stillen Halle um, doch nichts als die überwucherten Steine, die umrankten Säulen mit den dunklen brütenden Gestalten dazwischen bot sich ihrem Blick. Sie verlagerte unruhig ihr Gewicht auf das andere Bein und wünschte sich weit von dieser Halle fort, aber irgendwie war ihr Gefährte fasziniert von den eisernen Statuen. Er untersuchte sie ganz genau und probierte, ob sich ihre Glieder nicht vielleicht abbrechen ließen. Doch das war genauso wenig möglich wie sie umzukippen. Schließlich gab er seine nutzlosen Versuche auf und fluchte nachdenklich vor sich hin.

»Was waren das für Männer, nach denen diese Abbilder

geschaffen wurden?«, fragte er laut, ohne sich jedoch an Olivia zu wenden. »Diese Gestalten sind schwarz, aber sie haben keine Ähnlichkeit mit Schwarzen, wie wir sie kennen. Ihresgleichen sah ich nirgendwo.«

»Gehen wir wieder hinaus in die Sonne«, drängte Olivia und Conan nickte mit einem letzten verwirrten Blick zurück auf die brütenden Skulpturen entlang der Wände.

Sie verließen die dämmerige Halle und kehrten in den hellen Sommertag zurück. Olivia bemerkte erstaunt den Stand der Sonne. Sie hatten viel mehr Zeit in der Ruine verbracht, als sie gedacht hatte.

»Rudern wir fort von hier«, bat sie. »Ich fürchte mich. Die Insel ist ein Ort des Bösen. Wir wissen nicht, ob wir nicht jeden Moment erneut von diesem Steinschleuderer angegriffen werden.«

»Ich glaube, wir sind sicher, solange wir uns nicht zwischen den Bäumen aufhalten«, vermutete Conan. »Komm.«

Das Plateau, dessen Hänge sich den bewaldeten Ufern im Westen, Osten und Süden zuneigten, führte im Norden zu einem Felsengewirr empor, dem höchsten Punkt der Insel. Ihm wandte Conan sich zu und passte sich in seinem Gang den kürzeren Schritten seiner Begleiterin an. Hin und wieder schweifte sein Blick undeutbar zu ihr und sie bemerkte es.

Schließlich erreichten sie den nördlichen Rand des Plateaus und blickten den steilen Felshang empor. Östlich und westlich davon wuchsen die Bäume am Plateaurand ganz dicht und klammerten sich auch vereinzelt an die Felswand zur Klippe empor. Misstrauisch betrachtete Conan die Bäume, aber dann begannen sie den Aufstieg. Die Wand war nicht übermäßig steil und immer wieder von Simsen und herausragenden Felsstücken aufgelockert. Der im Bergland geborene Cimmerier hätte sie wie eine Katze hochlaufen können, aber Olivia hatte Schwierigkeiten. Immer wieder hob Conan sie über ein Hindernis, das zu erklimmen

ihre Kräfte überfordert hätte, und sie staunte jedes Mal aufs Neue über seine ungeheure Kraft. Sie fand seine Berührung jetzt auch durchaus nicht mehr abstoßend, sondern fühlte sich, ganz im Gegenteil, sicher in seinem Griff.

Endlich standen sie auf der Spitze der Insel und der Seewind spielte mit ihrem Haar. Vor ihren Füßen fiel die Klippe drei- oder vierhundert Fuß zu einem schmalen Waldstreifen entlang dem Strand ab. Südwärts lag die ganze Insel in einem großen Oval vor ihnen. Zu allen Seiten, so weit sie sehen konnten, erstreckte sich glattes blaues Wasser, bis es sich im Dunst des Horizonts verlor.

»Die See ist ruhig«, sagte Olivia. »Warum setzen wir unsere Fahrt nicht fort?«

Conan, der wie eine Bronzestatue stand, deutete nordwärts. Olivia musste ihre Augen anstrengen, um einen weißen Punkt zu sehen, der im bläulichen Dunst zu hängen schien.

»Was ist das?«

»Ein Segel.«

»Hyrkanier?«

»Wie soll man das aus dieser Entfernung erkennen?«

»Sie werden hier ankern und die Insel nach uns absuchen!«, rief das Mädchen in plötzlicher Panik.

»Das bezweifle ich. Sie kommen aus dem Norden und wissen bestimmt nichts von uns. Möglicherweise gehen sie hier jedoch aus irgendeinem Grund an Land, dann müssen wir uns eben so gut wie möglich verstecken. Aber ich glaube, es ist entweder eine Galeere der Piraten oder der Hyrkanier, die von einer Plünderung im Norden zurückkehrt. Ist es ein Hyrkanier, wird er wohl kaum hier anlegen. Aber wir können nicht riskieren weiterzurudern, ehe sie außer Sichtweite sind, da sie ja aus der Richtung kommen, die wir einschlagen müssen. Zweifellos passieren sie unsere Insel heute Abend. Im Morgengrauen können wir dann aufbrechen.«

»Dann müssen wir die Nacht hier verbringen?« Sie schauderte.

»Es ist am sichersten.«

»So wollen wir hier auf der Klippe schlafen«, bat sie.

Er schüttelte den Kopf und starrte auf die verkrüppelten Bäume, auf den Wald unten, der seine Fühler die Hänge hochzustrecken schien. »Es sind zu viele Bäume in der Nähe. Wir schlafen lieber in der Ruine.«

Sie protestierte lautstark.

»Dort brauchst du keine Angst zu haben«, versuchte er sie zu beruhigen. »Wer oder was immer den Stein schleuderte, folgte uns nicht aus dem Wald heraus. In den Ruinen waren keine Spuren irgendwelcher gefährlichen Tiere. Außerdem bist du es gewohnt, unter einem Dach zu ruhen. Ich könnte nackt im Schnee schlafen, ohne dass es mir etwas ausmacht, dir aber würde der Tau in die Knochen dringen, lagerten wir im Freien.«

Olivia fügte sich widerwillig. Sie kletterten die Klippenwand wieder hinunter, überquerten das Plateau und wandten sich erneut der Ruine zu. Inzwischen ging die Sonne hinter dem Plateaurand unter. An den Bäumen in Klippennähe hatten sie Früchte gefunden, die sowohl ihren Hunger als auch ihren Durst stillten.

Die Südnacht senkte sich schnell herab und sprenkelte den dunkelblauen Himmel mit großen gleißenden Sternen. Conan betrat die Ruine und zog die widerstrebende Olivia hinter sich her. Sie schauderte beim Anblick der dichten schwarzen Schatten in den Wandnischen. Das Sternenlicht drang nur schwach in diese Dunkelheit, so konnte sie die Umrisse der Statuen nicht erkennen. Sie spürte jedoch ganz deutlich die Aura von Erwartung, die von ihnen ausging – ja, sie warteten, wie sie seit vielen, vielen Jahrhunderten schon warteten.

Conan hatte unterwegs einen ganzen Arm voll junger, dicht belaubter Zweige abgeschnitten. Aus ihnen bereitete

er ein Lager für das Mädchen, auf dem sie sich ausstreckte. Irgendwie hatte sie das entsetzliche Gefühl, sich in einer Schlangengrube schlafen zu legen.

Aber welche Vorahnungen auch immer Olivia quälten, Conan schien keine Befürchtungen zu hegen. Er lehnte mit dem Rücken an einer Säule und hatte das blanke Breitschwert über die Knie gelegt. Seine Augen leuchteten wie die eines Panthers in der Düsternis.

»Schlaf, Mädchen«, brummte er. »Mein Schlummer ist so leicht wie der eines Wolfes. Nichts kann diese Halle betreten, ohne mich zu wecken.«

Olivia antwortete nicht. Von ihrem Laubbett aus beobachtete sie die reglose Gestalt, die in der Dunkelheit nur schwach zu sehen war. Wie seltsam, dachte sie, einen Barbaren zum Gefährten zu haben, umsorgt und beschützt zu werden von einem seines Volkes, über das sie in ihrer Kindheit schreckliche Schauernmärchen gehört und das sie mehr als alles andere gefürchtet hatte! Dass er ein Sohn der Wildnis war, ging aus fast jeder seiner Bewegungen und Handlungen sowie aus den eisig glühenden Augen hervor. Und doch hatte er ihr nichts angetan und behandelte sie besser als die sogenannten zivilisierten Menschen, von denen einer ganz besonders grausam zu ihr gewesen war. Eine wohlige Müdigkeit begann sie zu übermannen und sie versank in watteweichem Schlummer. Ihr letzter Gedanke war die angenehme Erinnerung an Conans hilfreiche Hand.